

Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 2
XVI. Jahrgang
1926

Bern
9. Januar
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Tannenkinder.

Von Erik Ringgenberg

Droben, hoch im Bergwald, scheint die müde Sonne,
Bläst ein Wirbellüftlein durch die Tannenäste.
Kindlich neckend faßt. Mit Bubenwonne
Zauft es an dem dicken Wuschelneße.

Zerrt und schüttelt, bis aus vielen hundert
Dürren Zapfen blasse Sämlein fliegen.
Scheu und zag — — erst halb und halb verwundert:
Gott, wie weich, in blauer Luft zu liegen!

Herrlich! — Und sie drehn die zarten Flügel,
Tanzen gleich den ersten Schimmerreigen.
Dort das Bächlein, das von steilem Hügel
Halb vereist rinnt, spielt zum Tanz die Geigen.

Trefflich kennt der Wind die alten Ammenpflichten,
Wiegt und waggelt, singt ein himmlisch Liedchen:
Kinderlein, ihr werdet große Sichten
Einft, wenn ihr jetzt schlafet, Bübchen!

Also singt der Wind. Die Wundergeigen
Spielt das Bächlein auf in zwei Oktaven,
Sanft und leis. — — Da sinkt der stumme Reigen
Und die Tannenkinderchen entschlafen. — —

Lebensdrang.

Roman von Paul Sig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

2

Befangen, errötend sah Martin zu der sauberen Kellnerin auf.

„Was beliebt?“ fragte diese unfreundlich, etwas geringschätzend, wie ihn dachte. Der verblaßte Ueberrod mochte ihr Mißtrauen erregen, denn sie war ja wohl kraft ihres Berufs gehalten, die Gäste nach ihrem Aeußeren einzuschätzen. Martin wollte sich nach dem Hausherren erkundigen, brachte jedoch nur den Namen eines Getränks hervor.

Die Weißgeschürzte nickte leicht, trällerte im Abgehen und überrückte sich keineswegs mit der Bestellung.

Martin war völlig niedergeschmettert. Die Bedenken wegen seines Vorhabens mehrten sich wieder und machten ihn demütig.

Mein Gott, da sah er nun, so wie ein Kind beim Photographen sitzt, in atemloser Spannung außergewöhnliche Dinge erwartend, er, der Bettler, jung, lebenslüstern und zu allem bereit, wenn es nur schöne, sättigende Erlebnisse eintrug! Die bejahenden, überströmenden Gefühle und Ideen in Verbindung mit der Unruhe wegen des Zusammenstreffens mit dem Spekulantem erregten Fieber und Frostschauer in seiner Brust. Geraume Zeit blieb er der alleinige Gast. Es war noch früh am Tage. Da auch die Kellnerin sich in einen Vorraum zurückgezogen zu haben schien, erhob

er sich, um die lähmenden Gewalten zu meistern. Er machte einige Schritte gegen das Büfett, redte die Arme, stöhnte und empfand dann bei einer ahnungslosen Kopfwendung einen Schrecken, wie ihn sonst nur ein unerwarteter Knall oder eine jähe Gefahr bewirkt. Frau Klara hatte sich von ihrem verborgenen Sitz erhoben und blickte jetzt — erst flüchtig, dann einige Sekunden streng frugend — auf die erbleichte Schreckensgestalt.

Martin hielt sich starr aufrecht. Dabei sah er aus, als sei er an einem geplanten Verbrechen gehindert worden.

„Suchen Sie etwas?“ fragte Sie barsch, unangenehm überrascht.

Da floß die warme Lebenswelle wieder in sein Antlitz; er konnte, obgleich in großer Verlegenheit, die Gegenfrage stellen: „Ist vielleicht Herr Maag zu sprechen?“

„Es ist möglich, daß er bald kommt. Jetzt ist er nicht da!“ war die kühle Antwort, und im Ton lag etwa: es wird wohl wegen einer Bettelei sein.

Wenn es ihm auch sonderbar erscheinen wollte, daß die Frau eines Millionärs die Stelle der Wirtin am Büfett versah, so war er doch augenblicklich fest überzeugt, vor niemand andern als vor der Herrin des Hauses zu stehen.

Sie trug ein dunkelblaues, hochgeschlossenes Atlaskleid

und eine zierliche Schleife von gesticktem Tüll, mit einer blumenförmigen Brillantbroche befestigt.

Ihr Gesichtsausdruck war nun herb, grausam überlegen, nicht im geringsten ermunternd oder bereitwillig. Während ihre freien Blicke die eingeschüchterte Gestalt streiften, erschlafften seine Muskeln vollends. Es ward ihm ähnlich zumute, wie einmal im Knabenalter, als er die Kapelle eines Nonnenklosters betrat und die Nonnen das Kyrie eleison singen hörte, ohne daß er sie sehen konnte.

Damals hatte das Geheimnisvolle, Schwermütige, Weltentrückte des Gesangs seine Sinne verschleiert, eine ermattende Angst vor der Welt gar lange auf ihm gelastet und dazu noch ein Sehnen voll schmerzlichster Melancholie: die Sehnsucht nach anbetender, weisevoller Daseinsfüllung; ein einziger, traumhafter Wunsch, den Gottesfrauen zu dienen, ihre Kleider und Reliquien zu betasten, zu küssen und ganz im Bann ihrer reinen Seelen aufzuwachsen.

So empfand er auch jetzt, im deutlichen Gefühl der abweisenden Haltung des großen, schönen Weibes, eine wunderliche Mattigkeit an Körper und Seele, — einen hilflosen Unterwerfungsdrang, das demütige Verlangen, sie Mutter nennen zu dürfen.

Frau Klara schien nach einigem Verweilen sympathischer berührt von seinem Wesen, denn sie erkundigte sich nochmals und wohlwollend: „Was betrifft es eigentlich? Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben?“

„Es ist wegen der Sekretärstelle“, sagte Martin, ihren Blick aushaltend, den er einzuatmen vermeinte.

Sie kam verwundert einen Schritt näher und legte die Arme auf den Büffetrahmen.

„Weshwegen sagen Sie? Ich verstehe nicht.“

„Im Tagblatt... heute morgen — —“ der Jüngling fürchtete schwindlig zu werden — „es heißt, bei Herrn Maag, zur „Goldenen Sichel“, Liegenschaftsagentur“ — überhäufte er sich, ohne den einfachen Zusammenhang greifen zu können. Sie hatte die Zeitung schnell bei der Hand, ließ sich das Inserat von ihm zeigen und las mit Erstaunen.

„Mein Mann hat mir davon keine Silbe gesagt“, erklärte sie dann und setzte erboht hinzu: „Wie steht man nun da vor den Leuten! So eine Ordnung haben wir nämlich hier.“

Die an sich harmlose Entrüstung riß bei Martin eine ganze Flut von Eingebungen mit. Aus den mißbilligenden Worten war zu schließen, daß zwischen den reichen Eheleuten kein schönes Einvernehmen herrschte. Ohne zu wissen weshalb, war ihm dies gerade lieb. Es schien überhaupt das Beste, dieser Frau so viel Zutrauen und Interesse abzurufen, als die Stunde irgend gewähren würde.

Er ließ den Blick endlich auf ihrer vollen Brust ruhen und verspürte dabei andauernd die wohlige Mattigkeit.

„Ich dachte mir, die Stellung würde gut für mich passen. Und da bin ich gekommen, trotzdem's eigentlich nicht gewünscht wird, um —“ er überwand die letzte Scheu und schaute nun mit einer herzerfreuenden, bittenden Offenheit in ihre staunenden Augen.

Es lag eine eigenartige Empfehlung in seiner Erscheinung. Die schlankte, wohlgebildete Gestalt war nicht üppig, nicht kräftig, aber von jugendlicher Nachlässigkeit in der Haltung. Man sah ihm an, daß er viele und große Möglichkeiten in sich barg. Und aus dem friischen Gesicht, das

noch nicht die kleinste Spur von Genußsucht trübte, unter dem welligen braunen Haar hervor blickte ein blaues, träumerisches Auge, darin manchmal gar feurig das Geständnis glänzte: Ich suche mein Glück. Das erweckte ganz besondere Zuneigung.

Die Sichelwirtin fand jedenfalls viel, immer mehr Eigenheit und Gewinnendes in dem Gehaben des Jünglings. Das ging schon aus dem unverhältnismäßigen Bedauern hervor, das anklang, als sie erklärte: „Ich weiß nun wahrhaftig nicht, was ich dazu sagen soll. Er hat rein gar nichts hinterlassen, mein Mann. Aber wissen Sie was?“

Martin zuckte zusammen.

Sie strich sich mit einer glatten, reichgeschmückten Hand über die Stirn und besann sich eine geraume Weile, während ihm die Sohlen zu glühen schienen.

Dann sagte sie rasch, aber sanft und sorglich: „Ob Sie sich die Sache nicht gar zu verlockend denken? Ich meine die Stellung bei einem Güterspekulanten. Sie müssen wissen, mein Mann ist nicht besonders verträglich, das Geschäft ist aufregend. Sie können mir's glauben!“

Indessen sah sie wohl, wieviel ihm dennoch daran gelegen war. Vielleicht bereute sie den verfrüht warnenden Ausfall schon wieder. Wenigstens fügte sie wie beschönigend hinzu: „Da braucht's halt eine geduldige, nachgiebige Natur. Was meinen Sie?“

Indem sie das sagte, trat zu Martins großem Kummer der stellenlose Familienvater ins Restaurant. Dieser war offenbar von den Lesesälen mit Bindeseile nach Hause gerannt, um sich für den wichtigen Zweck in sein Sonntagshabit zu werfen. Einen Augenblick blieb er vor Links Person wie angewurzelt stehen, dann ließ sich der getäuschte Hungerleider mit einem Ausdruck unsäglicher Bitterkeit, die sich schnell in bissigen Haß verwandelte, auf dem ersten besten Stuhl nieder.

Die beiden am Büfett schwiegen, als gelte es ein Geheimnis zu hüten.

Mit kühler Herablassung und feindlichem Erstaunen bediente die „Schwarze Marie“ auch den zweiten Gast, der seinen Kopf hastig hin und her riß, die langen Beine um den Stuhl schlang und mit verkniffenen Augen alles auskundschaftete.

Frau Klara lächelte ein wenig vor sich hin.

Aber Martin war das schweigende Dastehen peinlich, zumal unter der gehässigen Kontrolle des Rivalen. Deshalb nahm er seinen Platz mit einem kurzen: „Entschuldigen Sie, Frau Maag“, wieder ein. Es lag viel Eigensinn in diesem unverbindlichen Wegtreten.

Raum, daß er sah, hatte sie jedoch die kleine Reise um das Büfett getan. Sie öffnete die Tür zum Kontor, und mit den Augen winkend, forderte sie Martin auf: „Bitte, treten Sie einen Augenblick hier ein!“

Er kam auf der Schwelle dicht an sie heran, so daß er, während sie die Türe schloß, ihr eng anliegendes Kleid streifte und einen süßen Rosenduft in seinem Atem spürte.

Sie schien ein Geringes höher als er, wie sie so neben ihm stand, rüftig, üppig — und Martin hätte unmöglich entscheiden können, ob sie erst dreißig oder schon vierzig Jahre alt sei.

„Es braucht ja niemand zu hören, war wir zu be-

„sprechen haben, nicht wahr?“ begann sie, zog einen Stuhl heran und bat ihn, sich zu setzen.

Er blieb jedoch fassungslos stehen, blickte im Zimmer umher, musterte den hohen Kassenschrank, den überhäuften Schreibtisch und fing an sich Gedanken zu machen, was wohl die Tätigkeit des gesuchten Sekretärs erfordern könnte. Ob seine bescheidenen Kenntnisse ausreichen?

Dann kam ihm plötzlich eine Erleuchtung. Ihre Hand ergreifend, sagte er fast flehend: „Sie sind so liebenswürdig. Und wenn Sie also noch ein gutes Wort für mich einlegen möchten...? Aber Sie wissen ja noch gar nicht, — — entschuldigen Sie, ich heiße Link.“

Sie ließ ihre Hand in der seinen ruhen; es zwang ihn, sie weiter festzuhalten. Eine andere Wärme strömte in seine Brust, das selige Gefühl von Zuhause sein weckend.

Auch ihr schienen weiter keine Vereinbarungen mehr nötig. Ihre Lider senkten sich gedankenvoll.

„O Himmel, laß meine Hoffnung nicht zuschanden werden!“ rang es sich inbrünstig los in seinem Geist. Was würde die nächste Minute bringen? Die herrliche, gültige Frau! Sicherlich lag es in ihrer Macht, ihm den ersehnten neuen Lebensweg aufzutun! Eben noch war sie ihm mit abweisender Härte begegnet, und jetzt hielt er ihre liebe, weiche Hand.

Eine Stimmung wuchs zu bleierner Schwere.

Etwas Entsetzliches drohte hereinzubrechen, eine Versuchung ohnegleichen, da er fühlte, wie ihre Finger sich langsam um die seinen schlossen.

Wahnte sie die Gefahr? Die Hände fielen.

„Am besten wird's sein, Sie kommen gegen die Biere wieder. Bis dahin ist mein Mann bestimmt zurück. Ich denke — so wie ich ihn kenne — es wird ihm nicht übel gefallen, daß Sie trotz des Verbots gekommen sind. Schüchterne Leute passen nicht in sein Gewerbe. — Und was ich dazu tun kann, damit Sie — — es soll geschehen. Verlassen Sie sich drauf.“

Ihre Stimme war ruhig, als spräche sie mit sich selbst. Behutsam faßte sie den Türgriff.

Er glaubte jedoch bei einem scheuen Augenaufschlag zu bemerken, daß sie die Farbe ein wenig gewechselt hatte, wie das geschieht, wenn man eine Erregung niederzwingt.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Frau Maag, wie dankbar ich —“

Mehr brachte er nicht zustande. Der Augenblick war überwältigend für ihn.

Sie nickte nochmals mit mattem Lächeln: „Also dann... wie gesagt“ — und ließ ihn hinaustreten.

Martin griff den Hut vom Haken. Als er Anstalten traf, sein Glas Wein zu bezahlen, hinderte sie ihn lachend daran. Dabei fiel ihr ein zu fragen: „Was sind Sie eigentlich für ein Landsmann, Herr Link?“

Er erwiderte nun ebenfalls launig, wie von einem Druck befreit: „Ein Niederauer.“ Und beide lachten, denn auf dieser Herkunft lag ein überlieferter Spott im ganzen Schweizervolk. Man sagte, die Niederauer fühlten sich auch in fremden Taschen „wie zu Hause“.

„Da hab' ich mir scheint's einen Wolf zu Tisch geladen!“ meinte sie mit lustigen Augen und stellte, einem plötzlichen Einfall folgend, die Frage an ihn: „Kennen

Sie schon den neuen Spaß, den man sich erzählt, von Ihrem Landsmann am Himmelstor?“

Martin verneinte erwartungsvoll, worauf sie gleich mit boshafter Freude zu erzählen anfang.

„Also, geben Sie acht. Ein Scherzlinger, ein Keltheimer und ein Niederauer kamen zusammen vor die Himmelstür und begehrten demütig Einlaß. Petrus aber sagte den abgetriebenen Seelen, daß dies nicht so ohne weiteres möglich sei, fragte auch, ob sich zu Lebzeiten keiner von ihnen mit unrechtmäßigem Gut versündigt habe, dies müßten sie nämlich ehestens zur Visitation herbeischaffen. Bald kamen sie mit den gestohlenen Sachen an. Der Scherzlinger brachte sein Teil in einem Zigarrenkistchen verpackt, — das ging noch an, — der Keltheimer hatte dagegen schon einen Handkoffer voll, und der Niederauer — — nun, der kam wieder mit leeren Händen. Aber Petrus nahm ihn scharf aufs Korn.

„Was, du, der du aus Niederau stammst, willst mir weismachen, gar nichts entwendet zu haben?“

Und der arme Sünder gestand, auch er habe gefehlt, und leider Gottes so schwer, daß ein Handkoffer nicht ausreichen würde, um — — dazu hätte er leicht einen Zweispännerwagen gebraucht.

„Ein netter Kerl“, sagte Petrus entrüstet. „Hilft aber nichts. Her muß das Schelmzugs!“ Und gab dem Niederauer zu diesem Zweck einen prächtigen Zweispänner aus dem himmlischen Marstall.

Nun — und denken Sie sich, es heißt, seither sei der Niederauer dem guten Petrus überhaupt nie wieder vor Augen gekommen.“

Martin erbebte vor Glück, fand jedoch keine Entgegnung mehr. Sein zages Auge stahl noch einmal einen Strahl des lieblichen Lachens aus ihrem Antlitz: so holt sich ein hungriger Vogel den süßen Kern aus menschlicher Hand. Ihre letzten Worte waren: „Auf Wiedersehn.“

Im Hinausgehen warf er noch schnell einen Blick auf den überlisteten, haßerfüllten Faszielbändiger, und es gewährte ihm ein grausames Vergnügen, dessen grollende, bohrende Blicke mit einem sieghaft-übermütigen Lachen zu strafen.

(Fortsetzung folgt.)

Weißes Land.

Wenn ich fernhin zum Gebirge seh,
 Firnehell die Gipfel, Licht und Schnee,
 Wird mir unter waldbesdüftrem Hang
 Tief im dunkeln Tale eng und bang.
 Und im Schrei vor tiefgekrampftem Weh
 Schwinget sich mein Geist zur lichten Höh; —
 Nur den Körper fesselt starrer Zwang.

Und es fällt der Schnee. Ein Wirbelheer
 Weißer Floden senkt sich segnend schwer
 Ueber kältestarrend schwarzen Tann.
 Wie ein Silberteppich sieht sich's an:
 Nirgends eine dunkle Blöße mehr,
 Alles rein und licht und hell und hehr.
 Sonneahnend schwebt der Geist heran,
 Und es hebt ein neu Gedeihen an.

Helmut Schilling.